

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 45 (1941-1942)
Heft: 8

Artikel: Ein Rufer in der Wüste. Zweiter Teil 1. Kapitel, Non serviam - 2. Kapitel, Ein Festtag
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668355>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

(7. Fortsetzung.)

Zweiter Teil.

1. Kapitel.

Non serviam.

Reinhart hatte das Krankenhaus schon seit mehreren Wochen verlassen und wurde allgemach wieder ins Getriebe der Fabrik hineingezogen, als er einen Brief von Jutta erhielt. Sie erklärte in der Einleitung, daß sie jede Gelegenheit benütze, der fremden Sprache mächtig zu werden und deshalb englisch schreibe. Offenbar wollte sie mit ihren rasch erworbenen Kenntnissen ein bißchen großtun. Der Brief hatte, wie es bei dem Ringen mit der Grammatik nicht anders sein konnte, etwas Kaltes, Leeres, Steifes. Reinhart legte ihn enttäuscht weg und warf dann in einem Zug sein ganzes, heißes Empfinden aufs Papier. Er sprach sie mit „Du“ an, er vermochte über Land und Meer hin freier mit ihr zu reden, als von Mund zu Mund. Er schrieb ihr von der Qual, die ihm ihr Verhalten im Wald bereitet hatte, auch von seiner Eifersucht auf Hans de Luternau. Auf diesen Erguß erschien nach etwa drei Wochen wieder ein englisches Aufsätzchen, in dem das Beachtenswerteste die Worte waren: „It is very amusing, that my cousin John de Luternau interests you so much.“ Verstand sie denn kein Deutsch und keine Herzenssprache mehr? Reinhart konnte sich erst nach Wochen entschließen, auf die kleine Stilübung zu antworten. Auch seine Worte waren jetzt, da sie das beschwingende Echo nicht gefunden hatten, abgewogen, flügellos. So blieb es. Juttas Englisch wurde zwar von Brief zu Brief geschmeidiger, aber der Inhalt der eleganten Briefbogen blieb konventionell, wie von einem Zensor gestutzt. Reinhart mußte sich an das immer wiederkehrende „yours truly“ halten, das er mit „in Treuen“ in seine Gefühlssprache übersetzte. Das war dürftig genug.

Juttas Briefe folgten sich in immer größeren Zwischenräumen. Es stand fast nichts mehr darin als von Lawn Tennis, Cricket, Runs aller Art

und first-class players. Manchmal war Reinhart so entmutigt, daß er beschloß, sich von Jutta loszuwinden. Aber es blieb immer beim Anlauf. Wie ein Dämon, der alles Erden- und Himmelsglück verwaltet und verheißt und seinem Opfer täglich ins Ohr raunt: „Geduld! Es geht ohne Schmerzen nicht ab!“ hauste die Liebe in ihm, ein Fatum, dem nicht zu entrinnen war. Einmal kam ein Brief aus Florenz und erzählte in unbeholfenem Italienisch die Meerfahrt von Greenwich nach Livorno. So stand es am Ende des zweiten Trennungsjahres.

Reinhart lebte nun verschlossen von einer Woche in die andere hinüber. Tagsüber arbeitete er seelenlos in der Fabrik, nachts vergrub er sich in Bücher und Hefte. Da konnte es geschehen, daß ihm war, die elektrische Birne glühe nicht auf seinem Tisch, sondern in seiner Brust, klar und warm. Aber in solche helle Stunden schlichen sich immer die Schatten seines Tagewerks. Es ging im Geschäft an der Oberfläche nach Recht und Gesetz zu, aber unter der bledern Hülle steckte, seit Geierling die Fäden hielt, oft etwas Häßliches, von der bewußten Schönfärberei bis zum leicht bemäntelten Kniff. Eines Tages bäumte sich Reinhart auf und weigerte sich, an solchen Machenschaften mitzuwirken, und nannte sie bei ihrem Namen. Von da an besorgte Geierling alle heikleren Geschäfte. Ihm schien es Freude zu bereiten, der Gescheitere, Schlauere, Stärkere zu sein, wie er sich ausdrückte. „Man betreibt ein Geschäft, damit es klinge, Sentimentalitäten sind Luxus, bin ich gewandter als mein Geschäftsfreund“ — er führte gern das Wort Geschäftsfreund im Munde — „um so schlimmer für ihn. Man ist unter Geschäftsfreunden nicht in einem Mädchenpensionat. Jede Sache, die man betreibt, betreibe man nach ihrer Logik.“

Reinhart hatte während seiner ganzen Schulzeit keine Stunde geschwänzt, jetzt kam es vor, daß er die Kopfschmerzen, die seit seinem Sturz vom Pferde öfter wiederkehrten, vorschützte, um nicht die verdorbene Bureauluft atmen zu müssen. Der Vater brummte: er solle sich mehr Bewegung

geben, schwimmen, bergkrazeln, seit das Reiten nicht mehr gehe, statt halbe Nächte lang hinter den Schmökern zu modern. Die Mutter erriet seine Not und schwieg und trug mit.

An einem Samstagnachmittag wurde Reinhart telephonisch vom Vater in ein Hotel der Stadt gerufen. Er fand dort in einem kleinen Saal außer dem Vater Herr Geierling, den Tuchhändler Schwegler, die Herren Gustav und Hermann Winkler, zwei politische Freunde Ferdinands, und den Notar Kobelt. Die Herren begrüßten Reinhart mit auffallender Förmlichkeit. Sie saßen an einem viereckigen Tisch, Ferdinand am obern Ende mit einem Aktenstoß vor sich. Er eröffnete die Verhandlungen mit einem kurzen erklärenden Wort, das er zum guten Teil an Reinhart richtete, alle andern schienen völlig eingeweiht zu sein. Reinhart erfuhr, daß er, ohne es zu ahnen, zu einer bedeutsamen Person, zum Mitglied einer Aktiengesellschaft vorgerückt sei. Das Haus Ferdinand Stapfer hatte sich in die Firma Stapfer, Geierling und Cie. verwandelt. Von dem Gründungsgeschäfte verstand Reinhart nicht viel, er war zu überrascht, um allen Einzelheiten zu folgen, er sann der bedeutsamen Tatsache nach, die ihren Ausdruck in den Worten Stapfer, Geierling und Cie. fand, und die sich in Reinharts Ohren in den Sinn verwandelten: Es muß schlecht stehen um uns. Auf Ferdinands Rede folgte eine kurze Diskussion, Erklärungen, Klauseln, Vorbehalte. Einmal wünschte der Tuchhändler Schwegler eine Auskunft. Es handelte sich um ein Patent für ein Färbeverfahren, von dem augenscheinlich außer Ferdinand und Geierling keiner etwas verstand. Geierling betrachtete die Spitze seines Bleistiftes, aber ein paar mal blitzten seine Augen seltsam nach Ferdinand, und er kratzte sich die leicht gerümpfte Nase. Zum Schluß allgemeine Zustimmung, durch Unterschriften befestigt. Alles schien einstudiert und entwickelte sich wie auf dem Theater, nur daß der Souffleur überflüssig war, da alle Spieler ihre Rolle genau kannten. Man erhob sich, stand in Grüppchen zusammen, plauderte, rieb sich die Hände, erzählte den neuesten Witz, lachte, zündete eine Zigarre an. Zwei Kellner erschienen, entfernten das grüne Tuch und ersetzten es durch ein weißes aus Damast. Es wurde ein kalter Imbiß aufgetragen,

weiße und rote Weine. In einer Ecke des Zimmers blinkte der Champagnerkessel. Man setzte sich, man aß, stieß an, trank, wie froh über ein gutes Werk. Reinhart saß unten am Tisch neben dem Notar, der ihm ausführlich und mit allen wünschbaren Begründungen erklärte, sein Lieblingsgetränk sei Bordeaux mit Champagner gemischt, aber wenn das nicht zu haben sei, nehme er auch mit einem Glas Walliser oder Neuenburger fürlieb, bei Tisch aber trinke er einen ganz gewöhnlichen Seewein. Reinhart nickte, ohne ihm recht zuzuhören. Er betrachtete verstohlen bald seinen Vater, bald Geierling. Ferdinand war ernst, die Furche, die sich zwischen den Augenbrauen gegen die Nase senkte, war tiefer als sonst, er hörte mehr zu, als daß er sprach. Geierlings Stimme beherrschte den Tisch und dazwischen schallte sein helles Lachen, das in drei kurzen Stößen von gleicher Höhe hervorbrach. Als der Schaumwein eingeschenkt war, stand er auf und schlug mit der Messerklinge an das Glas, das matt klang. „Verehrte Herren,“ sprach er, „es ist ein bedeutsamer Anlaß, den wir in dieser Stunde feiern, er hat etwas Symbolisches. Die kleine, aber geschäftstüchtige Schweiz hat im Kleinen einen Bund geschlossen mit dem mächtigen Deutschen Reich, als dessen Vertreter ich die Ehre habe, mich in gewissem Sinne in Ihrer Mitte zu betrachten. Wir sind unser nur wenige, wir bilden einen winzigen Kern, aber wir sind dennoch ein nicht zu unterschätzender Faktor, wenn wir zusammenhalten, denn wir besitzen alles, was zum Erfolg führt: Geld, Erfahrung, Energie. Und so werden wir einer Zukunft, die einen goldenen Klang ausschüttet, sicher sein. Ich lade Sie, verehrte Herren Mitgesellschafter, ein, auf das Gedeihen unseres kleinen deutsch-schweizerischen Bundes anzustoßen.“

Die meisten nahmen die Rede beifällig auf. Ferdinand wurde noch ernster, Reinhart fühlte sich in seinem Unabhängigkeitsstolz verletzt, und die ganze Abneigung, die sich in ihm in dreieinhalb Jahren gegen diesen kondensierten Geschäftsmann angesammelt hatte, ballte sich in seiner Kehle zusammen. Geierling machte anstoßend die Runde. Als er sich Reinhart näherte, faßte dieser sein Glas krampfhaft an, wie einst den Säbel bei einer Reiterattacke. Die Kelche stießen zusammen

und beide gingen in Scherben. Es entstand ein allgemeines Aufsehen, auf allen Gesichtern stand Verlegenheit.

„Das heiß' ich einen Bund kräftig einläuten,“ lachte Geierling.

„Jeder antwortet, wie er kann,“ entgegnete Reinhart. Bald darauf ging er fort.

Draußen fielen Graupeln in dichten Schwaden, es war ein launischer Märztag, halb Frühling, halb Winter, die eine Hälfte des Himmels war blau, die andere mit grauem Gewölk verhängt. Reinhart schritt hastig dahin, die Augen wegen der Eiskörner, die ihm ins Gesicht flogen, halb geschlossen. Plötzlich fuhr ihm das Wort: „Non serviam“ durch den Sinn, es sollte eine Absage an den Erdgeist sein, wie er in Geierling verkörpert war. „Non serviam! Non serviam!“

Raum war er in seinem Stübchen angelangt, als Mutter Ulrike eintrat. Sie war in den letzten Jahren ganz weiß geworden und ging gebückt und immer sorgenvoll einher. Sie suchte sich ihren Weg mehr mit den Händen als mit den Augen, denn sie war nun fast blind. Um die Schultern hatte sie einen grauen gestrickten Schal geschlagen. Sie fröstelte fast immer, besonders in diesen Vorfrühlingstagen, wo die Ofen ruhten und die Sonne noch zu wenig Kraft ausgoß.

„Ich bin in einer großen Sorge und Ungewißheit,“ begann sie. „Der Vater hat mir heute beim Fortgehen zwischen Schwelle und Treppe gesagt, unser Geschäft werde in eine Gesellschaft umgewandelt. Geierling trete ein.“

Reinhart gab ihr Auskunft, so gut er konnte.

„Und nun, was bedeutet das?“ forschte sie. Reinhart sah wohl, daß sie sich die Antwort schon selber gegeben hatte und von ihm nur noch die Bestätigung erwartete. Er suchte ihr die Sache rosig darzustellen: „Ein moderner Betrieb verlangt sehr große Mittel, Mittel, die die unserigen übersteigen. Wir haben uns doch auf den Export eingestellt!“ Das Wort Export kam zerkrümmt über seine Lippen.

Sie unterbrach ihn mit ihrer leidenden Stimme: „Das ist alles Deckmantel, Reinhart. Ich habe dem Vater schon lange angemerkt, daß ihn etwas drückt. Er geht nicht mehr so aufrecht und fest einher, er ist nicht mehr so geräuschvoll wie früher, sein Gepolter war mir manchmal lästig, aber es

war ein Zeichen der Gesundheit, des Wohlergehens, der inneren Sicherheit.“

„Es ist eine Krisis, es kann wieder besser werden. Die Ausdehnung des Geschäfts auf das Ausland brachte Schwierigkeiten, man stieß mit der mächtigen fremden Industrie zusammen.“

„Wenn er sich nur entschließen könnte, von der Politik zurückzutreten!“

Reinhart zuckte die Achseln, er wußte, wie Ferdinand darüber dachte.

„Es ist mir auch angst wegen dieses Herrn Geierling,“ fuhr die Mutter fort. „Ich sinne diesem Menschen tagelang nach. Wir geraten immer mehr in seine Hand, im Geschäft ist er längst besser zu Hause als der Vater — von dir nicht zu reden —, weil er nichts anderes kennt, als das Geschäft. Nun ist er ja auch Gesellschafter.“

„Nur mit ganz wenig Einlage.“

„Ist das gut oder schlimm?“

„Jedenfalls vorsichtig von ihm!“

„Du mußt — — — du solltest — — — ach Gott!“ Sie machte den Satz nicht fertig, aber Reinhart verstand sie ganz wohl. „Du hast recht,“ half er ihr, „aber ich kann nicht und ich will nicht! Non serviam!“ Er stieß das Wort mit aller Leidenschaft hervor.

Die Mutter hatte nicht sein Lateinisch, aber sein „ich kann nicht und ich will nicht!“ verstanden und sagte nach einigem Besinnen: „Du hast recht, jeder muß sich selber retten, dann sind alle gerettet. Geh in Gottes Namen deinen Weg, für Rüngold und mich wird sich auch einer finden. Das arme Kind hat sich in Geierling verliebt, wunderbar genug, und der Vater betreibt sein Geschäft da wie überall. Bei ihr ist's eine Liebe wider Willen, wider das Gewissen, aber die ist gerade die unlenksamste. Armes Kind!“

Reinhart dachte an seine eigene Leidenschaft. War solche Liebe ein Familienverhängnis? Liebte die Mutter nicht auch so?

Frau Ulrike ging, sie entglitt durch die Türe wie ein greifbarer Seufzer.

Reinhart starrte ihr nach. Er dachte an jene Unterredung mit dem Vater im Eisenbahnwagen, wo ihm das Selbstopfer im Namen Rüngolds und der Mutter abgefordert wurde. Wie anders hatte die Mutter jetzt gesprochen, als der Vater damals! „Jeder muß sich selber retten.“ Er



Hohes Alter

Nach dem Gemälde von Albert Anker.

wußte, daß sie dieses selbstsüchtige Recht, das sie in eine Heilspflicht einkleidete, nur ihm einräumte, für sich selber aber niemals in Anspruch nehmen würde, und er war nicht im Zweifel, daß sein ‚non serviam‘ einstweilen nur ein Traum, ein Vorsatz und Protest sein konnte. Er mußte dienen, ihr, der guten, gebrochenen Dulderin.

Es klopfte kräftig an seine Zimmertüre, und mit einem Froschhupf schwang sich Immergrün ins Zimmer. Die Schulkameraden hatten sich dreieinhalb Jahre nicht mehr gesehen. Immergrün hatte auf deutschen Universitäten studiert und war nicht einmal in den Ferien in die Vaterstadt zurückgekehrt. Er hatte seine Zeit ausgenüht.

„Ich bin fertig!“ rief er, sich gewichtig auf einen Stuhl werfend. Das Wort klang mächtig und triumphierend durch seine geräumige Nase, dem Ton ähnlich, den Knaben aus ihren selbstgefertigten Waldhörnern stoßen.

„Wie fertig?“ erkundigte sich Reinhart.

„Ich habe mein Doktorexamen bestanden, nicht schlecht, ich kann dir's versichern. Ich bin als erster von unserer Klasse so weit. Ich habe aber auch geschuftet!“

„Wir haben es von dem zielbewußten Immergrün nicht anders erwartet,“ erwiderte Reinhart teilnahmslos.

Immergrün suchte sein Gesicht in Würde zu kleiden und sagte gemessen und im Tone der Zurückweisung: „Ich heiße, wie dir vielleicht bekannt ist, Oswald Wäspi. Du wirst nicht erwarten, daß ich den einfältigen Spitznamen aus der Pennalzeit durchs ganze Leben tragen wolle. Ich werde diese Etikette künftig als Beleidigung auffassen.“

Dies sagend, zog er ein Büchlein aus der Rocktasche: „Hier hast du meine Dissertation. Du wirst zwar nicht viel davon verstehen, sie behandelt ein wirtschaftliches Thema, aber nimm sie immerhin!“

„Was willst du jetzt beginnen?“ fragte Reinhart, um etwas zu sagen. Das gespreizte Wesen des neubackenen Doktors der Rechte war ihm zuwider.

„Was ich will? Was ich immer wollte! Das Leben an den Rockschößen packen, ihm auf den Buckel springen, es niederzwingen. Das ist natürlich nur ein fades Bild. Vorderhand werde ich

Wegknecht, mein eigener Wegknecht. Ich muß mir meinen Weg zurecht machen. Meine erste Stufe ist die Journalistik.“

Wieder tat er einen Griff in seine Brusttasche. Diesmal zog er ein Zeitungsblatt hervor: „Hier ist ein Artikel von mir. Lies ihn gelegentlich. Er behandelt eine Frage von eminenter Wichtigkeit. Nebenbei bemerkt, ist es eine Affenschanze, wie unser Parteiorgan redigiert wird. Der Redakteur Diggelmann ist eben ein alter fauler Knochen. Ich begreife nicht, daß dein Vater ihm so lange zusieht!“

Er machte eine Pause und setzte dann seinen wohlüberlegten Weg weiter: „Dein Vater, das ist ein rechter Politiker und Volksmann! Was kann man als Anfänger Besseres tun, als sich ihm verschreiben?“

„Du willst also Parteimann werden?“ warf Reinhart ein.

„Mann? Führer! Streiter für die gute Sache, für ein Ideal. Aber, was ich sagen wollte! Du könntest mir einen Dienst erweisen, einen großen Dienst! Mich bei deinem alten Herrn einführen, ich verehere ihn und werde ihm nützlich sein können. Er kann ja bei seiner Vielseitigkeit nicht alle Fragen wirtschaftlicher Natur genau studieren: da könnte ich ihm . . . na! Sag', wann kann ich ihn auffuchen? Du wirst ihm vorher einiges über mich mitteilen, nicht grad' das Schlimmste! Ihm vielleicht meine Dissertation und den Zeitungsartikel in die Hand spielen. Eine Gelegenheit, dir erkenntlich zu sein, wird sich finden! Also wann?“

„Komm morgen gegen elf Uhr,“ sagte Reinhart mit Unbehagen.

„Abgemacht! — Vorhin sah ich im Garten deine Schwester,“ fuhr Immergrün nach Erledigung des Geschäftlichen im Plauderton fort. „Hab' sie fast nicht wieder erkannt! Sie ist ganz hübsch geworden.“

„Nein, Rüngold ist nicht hübsch, aber sie ist ein gescheites und liebes Mädchen.“ Kaum hatte er dieses Lob ausgesprochen, als er es bereute. Er sprang ablenkend zu etwas anderem über: „Was weißt du von unserem Junker Georg?“

„Er war auch in Leipzig, Bierkaufmann und Schürzensammler. Ich bin ihm ausgewichen — wie überhaupt den lieben Landsleuten. Na, du

verstehst! Also morgen um elf! Leb wohl!" Mit einem Hupf war er auf dem Gange, mit einem zweiten auf der Treppe.

Reinhart schlug ein Buch auf, aber er sah die Buchstaben nicht. Dieser Immergrün ging seinen Weg wie eine abgeschossene Kugel. Der hatte keine Fußschellen und Daumenschrauben. Und er, Reinhart, war ein Knecht, unfreier als der geringste Tagelöhner! Man muß hart, grausam sein können, um seiner Überzeugung zu leben. Frei sein heißt selbstsüchtig, rücksichtslos, verschlagen sein. Nochmals überlegte Reinhart seinen Weg. Er sah nichts als Zwang und lachte bitter: „Non serviam!“

Am folgenden Tag beim Mittagessen warf Ferdinand über den Tisch hin: „Ein fixer Bursche, dein Freund Dr. Wäspi! Der wird rasch klettern. Ist er auch zuverlässig?“

„Du wirst ihn studieren müssen. Strebsam ist er mehr als nötig.“

„Ist Strebsamkeit in euerem Moralkodex ein Laster?“ gab Ferdinand scharf zurück.

Küngold, um das fortwährend lauernde Feuer zurückzuhalten, scherzte: „Sicher ist, daß diesem Dr. Wäspi nie eine Lüge über die Lippen kommt.“

„Wie kannst du das beurteilen, Kind?“ fragte der Vater, immer noch übel gelaunt.

„Er spricht doch alles aus der Nase!“

„Teufelskind!“ lachte Ferdinand, und Herr Geierling, der zugegen war, klatschte leise in die Hände.

Küngold sah ihrem Verehrer mit zweifelndem Blick in die Augen und sagte: „Spräche jeder Glückstritter oder Profitjäger durch die Nase, so hätte man doch ein Erkennungszeichen und wüßte, wem zu trauen ist.“

„Was soll nun das wieder heißen?“ rief Ferdinand.

Geierling verbarg einen Teil seines Gesichtes hinter dem mit Rotwein gefüllten Glas. Küngolds Gesicht wurde bleich.

2. Kapitel.

Ein Festtag.

Die Stadt war beflaggt. Von den Kirchtürmen, in allen Straßen, aus allen Häusern wehten Fahnen, die Gasthäuser und Bierwirtschaften

taten es allen zuvor. Die Landes- und Standesfarben flatterten lustig durcheinander, Rot, Blau und Weiß führten die Herrschaft. Menschen strömten sonntäglich bunt durch die Gassen und Straßen, alle in gleicher Richtung. Eine Blechmusik schleuderte ihre Töne in die Morgenluft. Das Messing der Instrumente zersplitterte die Sonne und blizte blendende Strahlenbündel in das Volk. Hinter der Musik schritt ein langer Schützenzug, sechs, sieben Vereine aneinander gereiht, mit umgehängtem Gewehr. Jedem trug eine mittelalterliche Prachtgestalt eine Fahne voraus.

Die Stadt war in diesen Tagen das Herz des ganzen Landes. Es wurde eines der großen vaterländischen Schützenfeste gefeiert, die der Stolz jedes Schweizers sind. Sängerefeste und Turnefeste sind auch eine allgemeine Landesfreude, auch an ihnen erheben sich die Gemüter, auch zu ihnen strömt, was immer nur kann, herbei. Die Schützenfeste aber sind seit der Staatserneuerung vaterländische Anlässe im höchsten Sinn.

Es war ein Sonntag, der Hauptfesttag. Reinhart zog es auch zum Festplatz hinaus. Er hoffte, die allgemeine Freude werde auch ihn für ein paar Stunden auf ihre Flügel nehmen, er hoffte auf ein Wort, das ihn aus der Gedrücktheit des Alltags befreite. Er hatte auf dem Weg seine Lust an dem Geflatter der Flaggen und dem Klatschen der großen Fahnen, die auf einzelnen Häusern vom Ostwind wie Peitschen geschwungen wurden. Wahrhaftig, alles war auf Freude gestimmt, die Menschen, die Häuser, die Bäume in den Alleen, die Luft, der Wind, die Julisonne. Die mächtige Festhalle war von Fähnchen ganz gespickt und glich einem buntfarbigen Lustwäldchen, in dem kraftüberströmendes Trompetengeschmetter alle menschlichen Stimmen überwältigte.

Auf der Rednerbühne stand Ferdinand, breit, wuchtig, gebieterisch. „Liebwerte Miteidgenossen!“ Es klang wie ein Trompetensignal. Es wurde still, alle blickten nach dem im ganzen Lande bekannten Volksführer. Er sprach in kurzen Sätzen, mit gedrunghenen, geballten Worten, mit kurzen Pausen nach jedem Gedanken. Nach und nach wurde er erregter, von innerer Leidenschaft aufgeführt, in Brand gesetzt, die Sätze dehnten sich. Auch das kleinste Geräusch in der Halle verstummte. Er sprach als Soldat, von der Bedeu-

tung der Schützenfeste für den Schutz des Vaterlandes, er rief die längst dahingegangenen Geschlechter auf, jene, die bei Morgarten, Laupen, Sempach, Grandson und Murten, bei Dornach und Marignano gefochten und geblutet hatten, bis zu den verzweifelten, heldenmütigen Herzen, die ihr Blut bei Neuenegg, an der Schindellegi und in Unterwalden verströmt hatten. Er sprach von der Gefahr, die durch die unablässigen Kriegsrüstungen aller Nachbarländer immer bedrohlicher sich jenseits unserer Grenzen erhebe und zur Wachsamkeit mahne. Er gab der Hoffnung Worte, daß die Generation, der jetzt die Abwehr des Feindes anvertraut wäre, im Falle der Not sich vor das Vaterland stellen würde wie die Helden von St. Jakob. Als er sein Hoch ausbrachte, das einer einigen, wehrhaften, ihrer Tradition treu bleibenden Schweiz galt, brauste ihm die gedrängt gefüllte Halle wie Sturm entgegen, und man hörte fast, wie in den Seelen sich das Gelübde schmiedete, dem Vaterlande Treue zu halten bis zum letzten Atemzug. Auch Reinhart war ergriffen und fühlte sich in diesem Augenblicke mit dem Vater verbunden.

Während die Musik das wuchtig losstampfende Sempacherlied blies, stieg ein anderer Redner, der Vertreter der eben angekommenen Gäste, auf die Tribüne und überbrachte der Feststadt den vaterländischen Gruß seines Kantons. Der Sprecher war ein Industrieller und fand seine ganze Beredsamkeit erst, als er auf den wirtschaftlichen Zustand der Schweiz zu sprechen kam. Er schilderte, was er in den Morgenstunden dieses Tages auf der Fahrt durch das Land gesehen hatte: fruchtgesegnete, der Sichel und der Sense entgegenreifende Felder, blühende Ortschaften, im Obstbaumkranz, Städtchen und Städte mit alten, ehrwürdigen Kirchen und neuen, von Betriebsamkeit strotzenden Quartieren, mit Schulhäusern, die wie Paläste dastanden und Zeugnis ablegten von dem Bildungseifer des ganzen Volkes, die unserer Industrie und unserem Handel tüchtige Kräfte lieferten und von unschätzbarem Nutzen seien. Bei fast allen Ortschaften große aufs beste eingerichtete Fabrikanlagen, an den Wasserläufen Kraftwerke, zum Teil vollendet, zum Teil im Bau, auf den Höhen einladende Gasthäuser, die Bahnhöfe überall von Gütern, die aus allen Ländern flossen,

nach allen Ländern rollten, überall Wohlstand ausgebreitet, überall Fortschritt am Werk, überall der Aufstieg aus einer guten Gegenwart in eine bessere Zukunft. Sein Hoch galt der Feststadt, die so recht den neuen, tüchtigen, sich aufschwingenden und wagefrohen Zeitgeist verkörpere, der auch einem kleinen Volke zu Ansehen und Macht ver helfe. Auch diesem Redner koste die Halle entgegen. Die Musik spielte das selbstzufriedene „Schwyzerhüsli“.

Ein dritter Redner trat auf, aber seine Stimme war für den großen Raum zu schwäch tig. Man sah nur seine nervösen Gebärden und vernahm hie und da einen Fistelton, sonst herrschte das Klingeln der Gläser, das Klirren der Teller, die aufgeregten Stimmen der ihrer Arbeit nicht gewachsenen Kellnerinnen, das Hohaha und Hihaha der Gäste vor. Reinhart fand an einem Tisch ein schmales Plätzchen und wurde gleich Zeuge eines heftig geführten Disputs. Zwei Männer im angegrauten Alter stritten über den Tisch weg, ob man Demokratie oder Demokrazie ausspreche. Es schien ihnen um ein heiliges Prinzip zu gehen, wie um Fortschritt und Rückschritt. Sie wurden schließlich so wild, daß der t-Demokrat den z-Demokraten einen Aristokraten nannte und dafür den Namen Kottkrawättler einheimste. Raum waren diese verletzenden Worte gefallen, als beide aufsprangen und sich über den Tisch weg herausfordernd und mit roten Gesichtern an blickten. Wäre der Tisch nicht gewesen, sie hätten sich gefaßt. Gleichzeitig, wie sie aufgesprungen, setzten sie sich wieder, und wie auf Verabredung schenkte jeder sein Glas voll, trank und knurrte hinterher: „Donnerhagel, so etwas!“ Reinharts Nachbar, der t-Mann, wandte sich plötzlich an ihn: „Entscheiden Sie, junger Mann.“ Reinhart erwiderte: „Es kommt nicht darauf an, wie man das Wort ausspricht, sondern wie man es lebt.“ Mit einem Schlag waren die beiden Gegner einig und wendeten sich nun gegen den Grün schnabel. Es fehle der Jugend an Ernst, an Achtung vor den Veteranen, an wahrer Demokratie. Und seltsam, jetzt schrie der t-Mann das Wort plötzlich mit z und der andere mit t, jeder brachte dem Mittkämpfer das Opfer seiner Überzeugung dar.

Reinhart wurde sein Platz zu warm. Er be-

glückwünschte seine Angreifer zu ihrer politischen Einsicht und verabschiedete sich. Er sah Immergrün mit dem Notizbuch in der Hand in der Nähe der Rednerbühne und wich ihm aus. Er schlenderte durch die Budenstadt. Die Karusselle waren in brausendem Schwung und gossen ihre Leiereien über die Kinderscharen aus, die sie gaffend und begehrlieh umstanden. Bei einer Schießbude stand Geierling und zielte mit einem Flobertgewehr nach gipsenen Pfeifenköpfen. Nach einem glücklichen Treffer sah er sich mit stolzem Selbstbewußtsein um und gewahrte Reinhart.

„Sie üben sich wohl für einen Gewehrmatch, Herr Geierling?“

„Fällt mir nicht ein, wir treiben doch alle Kinderei, hier wie im Stand, jeder auf seine Weise. Sagen Sie doch selber, Herr Stapfer, was soll diese tagelange Knallerei? Es fehlt ihr der rechte Ernst! Hinter dergleichen muß der Krieg oder doch seine Möglichkeit stehen. Sie sollten einmal ein deutsches Bundesschießen mit ansehen! Da weiß jeder, wo die Kugel eigentlich hin will. Ha!“

Reinhart ging mit zugekniffenem Munde davon. Er empfand Geierlings Hohn um so mehr, da seine anfängliche Festfreudigkeit und Erhebung empfindlich gedämpft worden waren. Die Reden, die er gehört hatte, schallten ihm hinterher unangenehm in der Seele nach. Sie waren beide in ihrer Art wohl gelungen, aber wovon handelten sie? Die eine vom äußeren Wohlstand, die andere vom Ruhm der Vergangenheit. Soll man an einem solchen Tag nicht von und zu der gegenwärtigen Seele eines Volkes reden? Was hatten Industrie und Handel und Hotelgewerbe mit dem tiefsten Kern des Volkes zu schaffen? Wohlfahrt? Haben Sokrates und Plato, Buddha und Christus nach dieser Wohlfahrt gestrebt? Warum sprach man nicht von Gegensätzen, die sich im Volk wie Schrunden auftraten und ehrlich überbrückt werden mußten, wenn die Gewehre, die eben so lustig knallten, nicht einst gegeneinander loswettern sollten? Warum sprach man nicht von den Sünden, die im Namen der äußeren Wohlfahrt verübt wurden? Warum schläferete man die Gewissen ein, statt sie zu wecken? Warum löste man das Rätsel nicht, daß trotz der gepriesenen Wohlfahrt und Freiheit so viel Unzufriedenheit und Elend und geistige Vaterlandsflucht anzu-

treffen waren? Warum nicht jenes andere Rätsel, daß im Lande der Wohlfahrt Hunderttausende täglich um ein bescheidenes Leben erbittert kämpfen mußten? Und warum sprach man zu Leuten, die sich tagtäglich an der Gegenwart zerrieben, von Sempach und St. Jakob? Warum schaute man immer zurück zu einer Vergangenheit, die man in ihren Triebfedern doch nicht mehr verstand? Warum suchte man in einer fernen Zeit Ziel und Ideal der nahen? Machte dieses Zurückschauen nicht blind für die Gegenwart, züchtete es nicht einen schädlichen Eigendünkel und eine Selbsttäuschung durchs ganze Volk? Ja, Geierling hatte wahrer gesprochen, als er wähnte. Es war etwas Künstliches, Unehliches an diesen Festen, es fehlte ihnen die Pfahlwurzel, die sie in Volk und Zeit verankerte. Das Volk war gespalten, die Zeit der allgemeinen Volksfeste dahin. Und wie die innere Seite, so die äußere. Wie fad und verwachsen war dieser Festschmuck, immer der gleiche, wie von einer Stadt der andern geliehen, stereotyp, wie die Reden ans Volk.

Reinhart wand sich durch die dicht gedrängte Menge hindurch. Auf einem Karussell sah er Paula mit glühenden Wangen vorbeischieben. Sie saß mit anderen jungen Leuten in einer auf- und abwogenden Kutsche, entdeckte ihn und winkte ihm rückwärts gewandt mit der Hand zu.

Vor dem Triumphbogen, der am Eingang des Festplatzes aus Kränzen gewunden hoch über die Straße sprang, blieb Reinhart stehen, um die Inschrift zu lesen. Ein Zweispänner fuhr heran und drängte ihn auf die Seite. Aus dem Wagen schwang sich eine Hand in weißem Handschuh, und eine Stimme rief: „Grüß Gott, Herr Stapfer!“ Es war Jutta. Sie befahl dem Kutscher zu halten und stand schon neben Reinhart, dem sie die Hand kräftig schüttelte. Sie war ganz weiß gekleidet und wie zum Auffliegen beschwingt. „Excuse me“, rief sie in den Wagen, „ich treffe da einen alten Freund, den ich grüßen muß. Fahren Sie unbesorgt weiter!“ In dem Wagen saßen ein elegant gekleideter, nicht mehr junger Herr und ein Knabe. Der Herr sagte verwundert, aber durchaus verbindlich: „Oh, wir warten gern, Fräulein Jutta!“

„Nein, nein, fahren Sie bitte zu, fahren Sie immer zu!“

Der Herr im Wagen biß die Lippen zusammen und gab dem Kutscher ein Zeichen. Die Pferde zogen an.

„Come along!“ raunte Jutta Reinhart zu.

„Seit wann sind Sie zurück? Welch ein Festtag!“ Er verstand nicht.

„Kommen Sie! So kommen Sie doch,“ befahl sie mehr, als daß sie bat. „Schnell, wir schwagen nachher.“ Sie gewahrte den Triumphbogen. „Das fängt gut an, ist das nicht ein Siegeszeichen?“ Sie schritten in großer Bewegung unter dem Bogen durch. Jutta schien wie gepeitscht. Sie ging rasch und blickte nach einiger Zeit rückwärts. Dann kicherte sie: „Ich bin auf der Flucht. Er darf mich nicht wieder einholen. Mir ahnte, daß Sie auf dem Festplatz wären, darum verlangte ich hierher zu fahren. Die ganze Stadt ist doch beim Fest, dachte ich.“ Erst bei den ersten Häusern verlangsamte sie befreit aufatmend den Schritt. „Kommen Sie, wir gehen rechts über die Anhöhe.“ Der Weg war nur für Fußgänger eingerichtet und überwand die Steigung an zwei Stellen durch Treppen. Oben an der zweiten hielt Jutta an und lachte hell auf: „Jetzt sind wir geborgen! Das wird einschlagen zu Hause!“

„Nun erzählen Sie aber,“ bat Reinhart, „ich verstehe rein gar nicht.“

„Später! Come along!“ Sie zog ihn fort. In ihm jauchzte es. Froh und feierlich schwebten jetzt die Fahnenfarben in der Luft, wie singende jubelnde Zungen. „Was nur geschehen ist?“ fragte sich Reinhart.

Die beiden standen am See. Jutta hatte ihren Plan. „Dort ist ein Segel für uns ausgespannt!“ Sie sprang voran in das Boot wie von Stahlfedern geschneilt, Reinhart folgte ihr und richtete das Segel. Draußen in der Mitte des Sees überließ er das Boot dem Wind und setzte sich neben Jutta.

„Das ist ja ein tolles Wunder! Nun reden Sie! Seit wann sind Sie zurück?“

„Seit Donnerstag und schon dieser Überfall. Ah! Das war der Herr von Steinfeld, ein Verwandter der Tante, seit vier Jahren Witwer, reich, erreich. Die Sache war schon lange abgefart, of course, man wollte nur warten, bis ich gar sei. Sie hatten nicht mit mir gerechnet! Heute früh kam er, er hatte es eilig! Man ging

zusammen in die Kirche, nach dem Essen lud er mich zur Ausfahrt ein. Er wollte meine Liebe im Sturm erobern. Isn't it amusing? Ha! Er hat fast gar keine Haare mehr, haben Sie's gesehen? Mit ihm ließ mich die Tante allein ziehen! Wissen Sie noch im Wald? Er erzählte mir auf dem Wege lange von seiner Seligen, einfach wunderbar! Ich fand, es sei beautiful, daß so liebe Englein auf die Erde kämen und sich der guten frommen Männer so zärtlich annehmen. Darauf fing er von seinem Knaben zu reden an. Er gleiche ganz der Mama selig, ganz so blond sei auch sie gewesen. Der Junge ist aber rot wie ein verbranntes Blättetuch!“ Sie lachte. „Bubi habe eine solche Sehnsucht nach einer neuen Mama. So er. Dann habe ich plötzlich Sie erspäht, den Retter! Mitten auf unserem Wege standen Sie, wie ich Sie erwartet hatte. Der Entschluß brauchte nicht erst gefaßt zu werden: Ich mache der Sache mit einem Krach ein Ende. Nun wissen Sie's.“ Wieder erklang ihr frohlockend trotziges Lachen.

Reinhart war wie von Sinnen. Er umschlang sie und preßte ihr die Ohren: „Laß uns in den See fallen, glücklicher werden wir nicht mehr!“ Seine dunkeln Augen glühten auf ihr. Sie wand sich sachte los. Ihr Gesicht war von der Aufregung gerötet, aber ihr Blick war nun ruhig. Sie schien in der englischen Luft noch gewachsen zu sein. Viel sicherer und entschlossener als früher war sie. Er kam sich neben ihr klein vor, wie in den alten Kleidern stecken geblieben. Wie herrlich war sie mit ihm durch die Stadt geschritten, wie leicht und sicher ins Boot gesprungen! Wie frech hatte sie Herrn von Steinfeld abgefertigt. Sie begann sachlich zu reden. Ihm war es nicht um Sachlichkeit zu tun. Er wollte sein Glück wissen, er wollte ihre Nähe empfinden, er wollte hören, daß er der Ausgewählte sei.

„Und dein Vetter Hans de Luternau?“ fuhr er heraus.

„Ach was, längst vorbei! Man hat der Tante hinterbracht, daß er in Basel eine Maitresse unterhalte. Der Rest war Entsetzen und Grauen. Aber hör', wir müssen wirklich ernst werden.“ Sie überschlug die Lage, die sie sich durch ihren Streich geschaffen hatte. „Was fängst du nun mit deiner Durchbrennerin an?“ drang sie aufs Ziel.

(Fortsetzung folgt.)